

Der große Brochhaus.

Vor fünf Monaten habe ich hier die neue Ausgabe des Großen Brochhaus angezeigt, den ersten Band von zwanzig. Heute, nach fünf Monaten, liegen weitere vier Bände vor, der fünfte Band erscheint in wenigen Wochen, und damit ist ein Viertel des Gesamtwerks in ungewöhnlich schneller und prompter Arbeit abgeschlossen worden. Nur, wer weiß, wieviel Mühe es macht, ein einziges Buch eines einzigen Autors gut herauszubringen, kann diese Arbeit abschätzen. Denn dieser Brochhaus ist nicht ein Buch, sondern die Zusammenstellung von Hunderten Büchern, mit Tausenden Karten, Tabellen, Beisagen, farbigen und schwarzen Tafeln, Textillustrationen, Unterschriftenproben und Literaturnachweisen. So schwer es zu sagen ist, was in diesem Lexikon das Wichtigste ist, so kann doch kaum bezweifelt werden, daß die Literaturnachweise an erster Stelle stehen. Das Lexikon erstreckt sich für den, der sich wirklich unterrichten will, nur eine provisorische Auskunft. Es sagt ihm: so und so liegt der Fall, wußt du mehr wissen, dann findest du die Antworten in den und den Büchern. Was nun für Bücher als Material zitiert wird, das ist das Entscheidende. Denn wenn die Antwort sachlich ist, die zitierte Literatur aber einseitig, so würde das Lexikon seine Aufgabe verfehlen. Seine Auskunft muß sachlich, sein Literaturnachweis vielseitig sein. Ich habe in den vorliegenden Bänden besonders die Literaturnachweise nachgeprüft und auf allen Gebieten, die ich kontrollieren kann, eine besonders vorzügliche Zusammenstellung der Literaturnachweise in bezug auf Bücher, Zeitschriften, ja selbst einzelne Zeitschriftenartikel gefunden.

In den Bänden zwei bis vier stehen wieder zahlreiche Beweise für die parteipolitische Neutralität und sachliche Zuverlässigkeit des Werks, wodurch sich der Große Brochhaus von dem deutschen nationalen Großen Renner vortrefflich unterscheidet. Parteipolitische Neutralität heißt aber nicht ängstliche Behandlung politischer Personen und Ereignisse. So ist es mutig und richtig, daß der Brochhaus z. B. Otto Braun besonders ausführlich würdigt, ihn in einer von jedem Respekt erfüllten Darstellung als „preußischen Staatsmann“ bezeichnet und feststellt, daß er „die politische Leitung unbestritten in der Hand behält“.

In den vorliegenden Bänden ist das praktische und technische Material von einer oft großartigen Vielseitigkeit. Im vierten Band findet man ganze Monographien. So wird z. B. die Welt Chinas in neunzig Druckspalten mit einem prächtigen Apparat von Bildern und Illustrationen dargestellt. In früheren Auflagen war diese Darstellung viel geringer, da wir von China noch nicht so viel zu wissen brauchten. Daneben wird der vierte Band von allen mit „Deutsch“ verbundenen Stichwörtern beherrscht. Sie nehmen nicht weniger als 350 Textspalten ein, denen ein ebenso bedeutender Bilderzettel entspricht. In der Tabelle der Wappen der Republik entdeckte ich, daß Bayern noch immer etwas Kronenartiges im Wappen führt. Recht geistreich ihm! Sehr gut und gründlich ist die Beschreibung der Republik behandelt; neun Textspalten sind ihr gewidmet.

Wie schon früher angedeutet, hat aber der Brochhaus bei aller Vorzüglichkeit eine schwache Stelle. Und das ist die auswärtige Politik. Hier finden sich fast in jedem Band Formulierungen und Darstellungen, die nicht unbedenklich sind. Das ist auch das einzige Gebiet, auf dem Brochhaus die Sachlichkeit des Kusdrucks verläßt. Was soll das heißen, in einem Lexikon auf hugenbergisch Belgien als „Basallen“ Frankreichs zu bezeichnen. So eine Ausdrucksweise können wir nicht dulden. Bismarcks Versailles Frieden nennt der Brochhaus trotz der von Bismarck selbst nicht gemünzten Anexion von Elsaß-Lothringen „mohpohl“, die für damals ungeheure Kriegsschädigung von 5 Milliarden „lebr (!) gering“. Anfang 1918 sollen bolschewistische Ideen Deutschland „zerstört“ haben. Danach kann man mit Spannung dem Stichwort „Dolchstoß“ entgegensehen, das für den fünften Band angelündigt ist. Doch der vierte Band die Konferenzen über den Young-Plan mißbilligt, ist technisch fehlerhaft; daß er Schacht rühmt, weil er die Pariser Konferenz durch seine „Machgiebigkeit“ gerettet habe, während er sie doch durch seine politischen Extratouren tatsächlich schädigte, ist eine unrichtige Triebansicht eines außenpolitischen Mitarbeiters. Hoffentlich wird vom fünften Band die Schlußredaktion gerade diesen Kapiteln größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gerade wir wünschen es, die wir hier Brochhaus mit allem Nachdruck als das für Republikaner und Sozialisten beste Lexikon der Nachkriegszeit empfehlen. Die drucktechnische und künstlerische Ausstattung des Bandes ist wieder vorzüglich und beim praktischen Gebrauch finden sich eine Fülle von Vorzügen, durch die der Besitzer dieses Werks mit ihm allmählich zusammenwächst. Felix Stössinger.

Die Propyläen-Kunstgeschichte.

Das große Unternehmen der „Propyläen-Kunstgeschichte“, das jetzt in 16 Bänden zu je 35 oder 60 W. vollendet vorliegt, zeigt so recht den Charakter der heutigen Kunstverhältnisse. Seit der Inflationzeit ist die schön ausgestattete, reich illustrierte Kunstliteratur immer mehr abgeschwunden. Je geringer die Rolle wurde, die die Kunst im wirklichen Leben spielt, um so aufgeblicher wurde ihre papierne Herrlichkeit. Freilich zum Gebrauch einer engen Kaste; das bessere Bürgertum der 70er und 80er Jahre legte sich die illustrierte Luxusausgabe auf den Salonisch, die Reichen von heute stellen sich die schwebende Kunstgeschichte oder Bilder und Zeiten in den prunkenden Bücherregal. Die Sannaja, Lübke und Springer, die die Kunstbildungsbedürfnisse ihrer Zeit befriedigten, schreiben ihre Bände allein; das Abbildungsmaterial war spärlich und schlecht. Wärmann, der letzte große Kunstzyklus verfaßte, hemmte noch das Reklamematerial; jetzt ist für jeden Band ein anderer Verfasser aufgegeben. Das illustrative Material herrscht auf der ganzen Linie vor. In dem zuletzt erschienenen Bande (Max Sauttmann: „Die Kunst des frühen Mittelalters“, Propyläen-Verlag, Berlin) kommen auf 145 Seiten Text 535 Seiten Abbildungen und Tafeln. Der Kunstsinne von heute will in der Anschauung schwelgen, aber seinen Geist nicht anstrengen. In der Tat kommt die Propyläen-Kunstgeschichte diesem Verlangen aufs beste entgegen. Nie zuvor hat man ein so reichhaltiges, in der photographischen Aufnahme und Wiedergabe so vollendetes Bildmaterial in einer Kunstgeschichte gesehen. (Im einzelnen sind natürlich Besonderheiten der Auswahl usw. angebracht. Zum Beispiel fehlt in dem vorliegenden Bande eine farbige Reproduktion eines der Rosenkranz von Rosetta, die erst ihre ganze Schönheit offenbart.)

Der Bearbeiter der „Kunst des früheren Mittelalters“, Max Sauttmann, hat sein Werk nicht vollenden können, das meiste haben Hans Karlinger, der auch den Band über die Gotik be-

Von Pflanzen und Tieren.

Gestern und heute.

Wie im gesamten Unterrichts- und Erziehungswesen sich in den verflochtenen Jahrzehnten eine gewaltige Umwälzung vollzogen hat, so namentlich auch im naturgeschichtlichen Unterricht. Welcher Werteschätzung oder richtiger Nichtwerteschätzung er sich vor 60 Jahren erfreute, als ich die Sexta und Quinta des Gymnasiums besuchte, steht mir noch lebhaft in Erinnerung; nur in diesen zwei Jahren sollte er überhaupt erteilt werden, und da der einzige Oberlehrer an der Anstalt, welcher die Lehrbefähigung für diese Fächer besaß, wegen schwerer Erkrankung für ein Jahr beurlaubt war, so fiel der Unterricht während dieses ganzen Jahres einfach aus, so daß ich nicht allen meinen Altersgenossen während unserer Schulzeit nur in einem einzigen Jahre naturgeschichtlichen Unterricht hatte, Botanik (Pflanzenkunde) im Sommerhalbjahr, Zoologie (Tierkunde) im Winterhalbjahr.

Von dem Unterricht selbst geht, was von jedem Unterricht gilt, daß es in erster Linie auf die Persönlichkeit des Lehrers ankommt. Von dem oben genannten Oberlehrer kann ich rühmend sagen, daß er nicht zu den ledernen Bedanten gehörte. Das ändert natürlich nichts daran, daß der naturgeschichtliche Unterricht jener Zeit den Vergleich mit dem heutigen durchaus nicht aushält. Im ganzen war er doch wesentlich ein beschreibender, bei dem Pflanzen und Tiere zergliedert, aber nicht als lebendige Organismen in ihren Lebensäußerungen erfaßt wurden.

Dieser Mangel wurde um so fühlbarer, je mehr der Entwicklungsgedanke in den sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften Fuß faßte und allmählich herrschend wurde, und um die Jahrhundertwende gab es wohl kaum noch einen Naturgeschichtslehrer, der diesen Mangel der Unterrichtsmethode nicht lebhaft empfand. Einer derjenigen, die am lebhaftesten für einen Wandel eintraten und in Wort und Schrift erfolgreich dafür kämpften, ist Otto Schmeil. Wie er selbst die Natur „biologisch“, als lebendigen Organismus, schaute, so sollte auch der Unterricht das biologische Schauen, Erkennen und Denken vermitteln. Diesem Zwecke sollten auch seine Lehrbücher der Tier- und Pflanzenkunde dienen, die seit ihrem ersten Erscheinen (1899, Lehrbuch der Zoologie, 1903, Lehrbuch der Botanik) immer wiederholte Auflagen erlebt haben (vor kurzem die 47. bzw. 49.), in denen sorgfältig dem jeweils fortgeschrittenen Stande der Wissenschaft Rechnung getragen

wurde. Dasselbe gilt von Schmeils Leitfäden der Tier- und Pflanzenkunde, von denen die neuesten Auflagen, die vor kurzem erschienenen 143. bzw. 144. vorliegen.*) Bestimmt sind die Werke zur Unterstützung der Arbeit an der Jugend, also in erster Reihe für den Lehrer, der sich aber selbstverständlich nicht klavierschamig an das Buch zu halten hat, welches ihm lediglich Fingerzeige geben kann, während er in seinem Unterricht aus seiner eigenen Erfahrung schöpft und vor allem auch an die Fauna und Flora (Tier- und Pflanzenwelt) der engeren Heimat anknüpfen muß, was im Lehrbuch und im Leitfaden ja keineswegs eingehend berücksichtigt werden kann. Gerade der hervorragende Lehrer und tüchtige Pädagoge wird in der Regel seinen Unterricht überhaupt nicht an ein bestimmtes Lehrbuch anlehnen, während für den Schüler ein systematisch angelegter Leitfaden recht wertvoll ist.

In der vorliegenden neuen Auflage der Tierkunde tritt die Morphologie und Entwicklungsgeschichte noch schärfer hervor als in den früheren, und die Haustiere sind noch eingehender berücksichtigt, um den Bedürfnissen des praktischen Lebens soweit als möglich Rechnung zu tragen. In der Pflanzenkunde sind die bisherigen Plakataufgaben durch neue farbige, sehr lebensvolle ersetzt worden, die von dem Leiter der „Deutschen Gesellschaft für Pflanzkunde“, Herrn Kollenbach und seiner Gattin, herrühren. Sie bilden eine wesentliche Bereicherung des Buches.

Sind die Schmeil'schen Lehrbücher und Leitfäden auch in erster Linie als Hilfsmittel für den Unterricht an höheren Lehranstalten gedacht, so werden sie, wie ja auch ihre große Verbreitung beweist, allen Freunden der Natur das Beobachten und Kennenlernen erleichtern und die Freude an der Natur wehren.

Dr. Bruno Borchardt.

*) Prof. Dr. O. Schmeil, Leitfäden der Tierkunde, 143. Auflage, 387 Seiten mit 27 farbigen und 23 schwarzen Tafeln sowie zahlreichen Textbildern; in Leinenband 5,80 M.
Der selbe, Leitfäden der Pflanzenkunde, 144. Auflage, 356 Seiten mit 22 farbigen und 26 schwarzen Tafeln sowie zahlreichen Textbildern; in Leinenband 5,80 M.
Der selbe, Pflanzen der Heimat, 2. Band, 78 Tafeln mit Text von Prof. Dr. E. Wolf.
Verlag aller drei Bücher: Leipzig, Quelle u. Meyer, 1929.

seuerte, und sein Schüler Peter Hahn geliefert. Der Text sucht ohne alles gelehrte Beiwerk — wie in allen Bänden — dem Stande der heutigen Wissenschaft entsprechend das Lesematerial in bequemer und kurzer Form zu bieten und auch kunsthistorische Perspektiven zu eröffnen. Leider wird jeder Versuch, Kunstgeschichte geschichtsmaterialistisch zu verantern, ängstlich vermieden. Gerade dieses Fehlen — die Zusammenziehung der altchristlichen und der frühmittelalterlichen Kunst ist ein glücklicher Gedanke — hätte reiche Gelegenheit gegeben, die Ueberlegenheit einer tiefer fundierten Methode zu erweisen. So bleibt man in der Stilkunde und im ästhetischen Genuß befangen. Aber verlangen die Käufer solcher Luxusbände mehr? Jedes Mehr würde wahrscheinlich dem Ubel schaden oder doch den Textteil zur überflüssigen Zugabe zum Bilderbuch degradieren. K. H. Döschner.

Selbsterziehung der Jugend.

In Erziehungsbüchern fehlt es zur Zeit wahrhaftig nicht und an Bemühungen um die Erziehung der Kinder und Jugendlichen ebensowenig. Die Betroffenen können ein Lied davon singen. Vater und Mutter geben sich Mühe, Jahr um Jahr, Tag für Tag. Die Schule bemüht sich, täglich 5 Stunden und mehr. Lehrmeister und Betriber strengen sich nicht minder an. Das war immer schon. Wenn heute sich fast jede Organisation eine Jugendgruppe angegliedert hat, so will sie damit auch Erziehungsaufgaben übernehmen. Ein wahres Traummessener von Erziehung prasselt auf den jungen Menschen nieder, und wenn das Maß der Bemühungen ausschlaggebend wäre, müßten geradezu nur noch Mustereugenpläne wahlzögerner Menschen unsere Städte und Dörfer bevölkern.

Daß dem aber nicht so ist, betonen die Erzieher am aller-lebhaftesten, und es ist gut und nützlich, daß wir auch aus Anna Siemens Buch „Selbsterziehung der Jugend“ (Arbeiterjugend-Verlag, 60 Seiten, 1,20 bzw. 2 M.) zunächst den Ruf vernehmen: Erzieher, überprüft eure Arbeit nicht, erzieht weniger, so erzieht ihr mehr!

Wir müssen gründlich mit der Auffassung brechen, daß die Menschheit sich einteilen ließe in Erzieher und Zöglinge. Wir alle sind immer und zu jeder Zeit Erzieher und Erziehene zugleich; oder wie Anna Siemens es sagt: „Das erste ist dies, daß es keinen Menschen, der innerhalb der Gesellschaft lebt, geben kann, der nicht in jedem Augenblick seines Lebens erzogen wird, ebenso wie er in jedem Augenblick seines Lebens erzieht.“ Die Gesellschaft erzieht sich in der Gesellschaft, der einzelne erzieht zuvörderst sich selbst. In dieser Selbsterziehung dem anderen — und dem Jugendlichen auch und erst recht — Hilfe leisten, das ist das nützlichste und wirksamste zugleich, das ist Beschränkung, aber auch tiefste Verpflichtung.

Wer von Erziehung redet, kann nicht an der heutigen Notlage der Jugendlichen vorbeigehen. Anna Siemens schildert diese Not und gibt die Begründung und die Ausfuhr auf Lösung. Eins habe ich allerdings dabei vermisst, ein gründliches Eingehen auf die Revolte des jungen Arbeiters, die sich überall dort ergibt, wo das Elternhaus den unsozialistischen Macht- und Autoritätsstandpunkt in der sogenannten häuslichen Erziehung noch nicht aufgegeben hat.

Die Einbettung des Erziehungsorgans in die gesellschaftliche Gesamtentwicklung ist vielseitig und überzeugend dargestellt. Bei der Lektüre kann man zeitweilig vergehen, daß man es mit einer pädagogischen Schrift zu tun hat. Aber es ist gut so. Die soziologische Betrachtung soll für den Sozialisten selbstverständlich sein, und an guten Büchern, die die Erziehungsfrage von diesem Standpunkt aus betrachten, ist wahrhaftig kein Ueberfluß.

Die Jugend selber sollte an dieser Schrift ja nicht vorbeigehen. In ihrer Varen, recht verständlichen Sprache gibt Anna Siemens so viele Hinweise und Anregungen, daß die Gedankentätigkeit des einzelnen davon aufs stärkste befruchtet werden kann. Mehr Gewinn wird jedoch noch die Jugendorganisation haben, die die Lektüre des Buchleins zur Grundlage ihrer Diskussionsabende macht. Die Kapitelüberschriften deuten den Gedankengang

an: Vom Wesen der Erziehung — Revolte der Jugend — Klassen- gegenüber in der Erziehung — Jugend und Sozialismus — Grundlagen der Selbsterziehung — Unsere Ziele — Unsere Wege — Jugend und Alter in der sozialistischen Erziehung.

Aber auch dem Veklerer möchte ich das Buch recht empfehlen. Er wird nach der Lektüre vielleicht weniger von Erziehung reden, jedoch mehr für die Erziehung tun. Laßt uns gute Sozialisten sein, dann werden die, mit denen wir leben, schon rechte Sozialisten werden — durch Selbsterziehung. Aeyermann.

Walt her v. Hollander: „Frühling in Duderstadt.“

Liebes Leid und Lust in einem mecklenburgischen Nest an der Grenze Brandenburgs. Durch den Chauffeebau kommen Fremde in die Weltabgeschiedenheit und zerstören den künstlich seit Generationen behüteten Bau einer dumpfen und verlogenen Kleinbürgermoral. Das Fremde lockt und plötzlich fallen die Masken. Vom Tagelöhner bis zur obigen Gutsherrin reißt der Laumel und läßt die Frauen alle Rücksichten vergessen. Aber er ist keine Befreiung, er löst keine Freude, kein Glück ohne Reue aus. Die Menschen leben, wie von einem wilden Krampf geschüttelt und diese plötzliche Entladung weist auf die sonst feuch verhaltenen Hintergründe hin, auf die Unzufriedenheit dieses Lebens, auf den geistigen und körperlichen Mangel. Sehnsucht nach Befriedigung durchzittert die Menschen, eine Sehnsucht, die in den Tod treibt oder kaum gestillt werden kann. Es ist eine Tragikomödie des Triebs, der krank geworden ist.

Das Buch wirkt wie eine Skizze. Hollander bleibt bei Andeutungen. Er enthält die Gedrochenheit der sogenannten erwerbenden Menschen, verliert sie in Gegensatz zu einer neutralen Natur zu setzen, aber dieses Problem wird nicht durchgelöst, schon die Sprache ist hier merkwürdig blaß und unpräzise, von konventionellem Charakter. Ein Hinweis, ein Geruch, ein Aufbruch, es fehlt die intimere Ausgestaltung. —arna—

* Der Roman ist in der Internationalen Bibliothek Berlin erschienen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Das wahre Gesicht des Bolschewismus

wird enthüllt von einem russischen Revolutionär in dem soeben erschienenen, Aufsehen erregenden Buche:

In Sowjetkern

Erlebnisse eines ehemaligen Sowjetfunktionärs
Von Wladimir Brunowski
Mit 16 Abbild. nach Original-photographien. Kart. RM. 4.—
Das Buch des Tages, das gerade jetzt jeder lesen muß

In allen Buchhandlungen zu haben

Edward Stillebauer: André Chénier

Es ist in den Osterferien des Jahres 1792. Um die Veranda des kleinen Landhauses der Frau Pourrat in Luciennes wänden sich die ersten blühenden Gyzinen. In Paris gährt und brodelt es, denn Unfalsches bereitet sich vor. Aber hier in Luciennes herrscht tiefer Friede.

Frau Pourrat, auf deren gepuderten Haaren die Lichter dieser goldenen Osterzeit spielen, liest den Emil des Rousseau. Nun schüttelt sie den Kopf.

„Was hast du, Mutter“, fragt da ihre Tochter, Frau von Lecoulteux.

„Ich weiß nicht Fanny, aber diese modernen Ansichten...“
„Modern, Mutter, der gute Rousseau... und modern. Aber warum nennst du mich Fanny?“

„Er nennt dich doch so!“
„Das wäre doch an und für sich noch kein Grund einer Umtaufe!“

Frau von Lecoulteux erhebt sich. Sie geht an das Geländer der Veranda und lehnt den Kopf weit hinaus.

„Nach wem schaust du aus?“ fragt da die immer besorgte Mutter.

„Ich sorge mich um André!“
„Da hast du nicht unrecht, er könnte vorsichtiger sein!“

„Wenn es gestern nur gut abgelaufen ist!“
„Was war denn gestern?“

„Ihr seid vergeblich, Mutter!“
„Entschuldige, mein Kind! aber in diesen Tagen ereignet sich so vieles und Ungeheures, daß man beim besten Willen nicht alles behalten kann!“

„Aber, Mutter! André sprach doch darüber. Er hat doch selbst die Verse für diese Festlichkeit gedichtet. Die Jakobiner geleiten die vierzig Soldaten des Schweizerregiments Chateaubrieg, die am Aufstand in Nancy beteiligt gewesen und zur Zwangsarbeit in Brest verurteilt waren, feierlich nach Paris zurück!“

„André sollte Geschichteres dichten!“
„Gute Ansicht, Mutter! Im übrigen haben sich der Kaiser David und der Komponist Gossec auch an dieser Feierlichkeit beteiligt. Collet d'Herbois sollte eine Ansprache halten!“

„Der Schmierendirektor?“
„Wer kann in diesen Zeiten wissen, Mutter, was noch einmal aus einem solchen werden kann?“

Frau von Lecoulteux ist einen Moment von dem Geländer der Veranda zurückgetreten.

Da ertönt draußen im Garten eine Stimme:

„Guten Tag, meine Damen!“
„Endlich! Endlich!“

Schon nach wenigen Minuten steigt ein eleganter Herr die Stufen zur Veranda empor.

D wären Sie gestern doch in Paris gewesen, Frau von Lecoulteux!“

„War es denn so schön?“
„Unvergleichlich“, antwortet da André Chénier, „und dabei der größte meiner Triumphe. Ein erhebender Moment, als mein Hymnus auf die revolutionären Schweizer erklang!“

„Ich hörte solche Worte lieber nicht aus Ihrem Munde, mein bester Chénier“, verweist da Frau Pourrat.

André Chénier hört gar nicht hin. Er folgt der Einladung der Freundin, die ihn jetzt bittet, auf der Veranda Platz zu nehmen.

„Erzählen Sie!“
„Hörn Sie, meine Damen, es war herrlich! Großartig war es! Noch nie habe ich einen solchen Taumel der Begeisterung in den Straßen von Paris erlebt.“

„Taumel?“ kritisiert Frau Pourrat.

„O, Sie hätten nur dabei sein müssen!“
„Danke!“

André Chénier läßt sich durch die Mutter nicht abbringen, denn der Tochter Augen hängen begeistert an seinen Lippen.

„David hat seine Sache brillant gemacht! Es waren Wunder von Wagen, auf denen die Befreiten ihren Einzug in Paris gehalten haben! Sie wurden von weiß gekleideten Mädchen empfangen. Die hielten zerbrochene Ketten in den Händen, die mit Osterblumen umwunden waren. Symbol der Auferstehung! Ist das nicht wundervoll?“

„Herrlich, herrlich!“
Mit diesen Worten klatscht Frau von Lecoulteux in die Hände. Und André Chénier ruft:

„Es lebe die Freiheit!“

„Und die Gleichheit und die Brüderlichkeit“, haßt es ihm aus dem Munde der Freundin zurück.

Wieder schüttelt Frau Pourrat das weißgepuderte Haupt.

„Man hat die Soldaten feierlich in die Sitzung der Nationalversammlung geleitet“, fährt André Chénier fort. Collet hat göttlich gesprochen!“

„Und haben Sie niemals darüber nachgedacht, mein bester Chénier, wohin das alles noch führen soll?“ fragt Frau Pourrat.

„Zur Gleichstellung aller Menschen, zur Verbrüderung der Nationen“, entscheidet da der Dichter aus dem Handgelenk.

„Und das glauben Sie wirklich?“
„Das glaube ich, Frau Pourrat!“

„Und auch ich glaube das, Mutter“, versichert nun Frau von Lecoulteux.

„Sie sind Poet, und du bist verliebt!“
Nach langer Pause legt sich da plötzlich ein finsterner Zug auf das eben noch lachende Gesicht des Dichters.

„Was ist Ihnen, mein Freund?“
„Seltsam! Ab und zu habe ich Visionen in diesen Zeiten. Und wenn ich die habe, dann werden Verse daraus!“

„Verse?“
„Ja, dann frage ich mich, wer wird wohl noch alles unter den Opfern für die Freiheit sein?“

„Also auch Sie“, meint Frau Pourrat.

Da zieht André Chénier ein kleines Album aus der Tasche.

„Ist das eine neue Ode, André?“
„Keine Ode, eine Vision!“

„Lesen Sie!“
André Chénier beginnt:

„Wie der letzte Strahl und der letzte Hauch
Am scheidenden Oftertag,
So sel auf dem Blutgerüste auch
Meiner Vater scheidender Schlag!
Vielleicht, eh' die Stunde den Lauf noch vollbracht
Auf dem glänzenden Zifferblatt,
Noch eh' sie die sechzig Schritte gemacht
Und ihr Ende geschlagen hat,
Senkt sich ewiger Schlaf auf mein Augenlid,
Noch eh' ich gefunden den Reim,
Den mein Geist jetzt am Schluß des Verses sieht,
Für den ich legte den Reim...
Schon tritt in des graulichen Verkäufers Nacht
Der Bote der roten Gewalt,
Von den Soldaten des Todes bewacht...
Hört ihr es... mein Name erschallt!“

„Schrecklich“, schreit da Frau von Lecoulteux.
Und André Chénier lächelt.

„Aber, Beste, das war doch nur eine Vision!“
Eine Wolke zieht über den Himmel.

Des Gartens Osterjüngelgold ist plötzlich verschwunden. Und fröstelnd begeben sich die drei Menschen zu einer Tasse wärmenden Kaffees in das Landhaus.

Etwa zwei Jahre später stand André Chénier auf dem Schafott.

Sein Haupt fiel... drei Tage vor dem Sturze Robespieres.

non neuem ein biologisches Wunder. So werden wir uns wohl auch hier der Grenzen menschlicher Erkenntnis bewußt sein und uns damit abfinden müssen, daß die menschliche Gesellschaft stets eine gewisse Zahl minderwertiger Elemente mit sich tragen muß, die freilich im modernen Staat dem „Spiel der freien Kräfte“ durch Luftschiff und Verwahrung entzogen bleiben sollen.

Bei der Beurteilung abnormer Persönlichkeiten der menschlichen Gesellschaft, der unterwertigen wie der besonders hervorragenden Vertreter in Kultur, Politik, Kunst und Wissenschaft spielt eine gewisse psychopathische Anlage fast stets eine charakteristische Rolle. Ihre Befähigung kann daher wieder nicht das Ziel menschlicher Zuchtmaß sein oder gar ihr Ererb durch die Norm des guten, niemals vom Wege der goldenen Mittelstraße abweichenden Durchschnittsmenschen. War auch Lombrosos berühmte Formulierung in „Genie und Verstand“ nicht zutreffend, sofern es sich um eigentliche Gehirndefekte, angeborene oder erworbene paralytische Geistesstörungen handelte, so läßt sich doch das häufige Zusammenreffen krankhafter Seelenzustände, bald vorübergehender, bald mehr dauernder Art, bei einem großen Teil hervorragender und geistig produktiver Menschen nicht leugnen. Die Psychiater haben hierfür seit langem reichhaltiges Material gesammelt. Abnorme Seelenzustände, beginnend von der psychopathischen Anlage bis zur schweren Paranoia, begleiten außerordentlich häufig das Schaffen erdachteter, von einer überwertigen Idee erfüllter Menschen; diese Ideen können aber auch durchaus falsch und verabschiedet sein.

Hier ist der Übergang vom Normalen zum Pathologischen stehend. Und auch im Leben der sogenannten „Durchschnittsmenschen“ pflegen solche Grenzzustände bei besonderen Anlässen nicht auszubilden. Daher wird die Wissenschaft die Antwort auf die Frage „Wer ist ein Durchschnittsmensch?“ auf Grund statistischer Berechnungen nur schwer finden, wie es Quetelet in seinem genialen Entwurf einer „Sozialen Physik“ in bezug auf die körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Menschen vorgeschmeckt hat. Denn in dieser Frage ist bereits ein subjektives Werturteil enthalten. Aber nur was objektiv feststellbar, was meß- und zählbar ist, ist dem Zugriff des Statistikers zugänglich. Aus einer großen Reihe verschiedener Einzelwerte lassen sich dann nach Wahrscheinlichkeitstheoretischen Grundregeln Mittelwerte berechnen, die freilich auch hier einen gewissen Fehlerrest noch stets enthalten, je nach Größe und Zuverlässigkeit des zugrunde liegenden Materials.

Eine solche Klassifizierung ist aber für geistige Eigenschaften nur schwer möglich. Es trifft hier insbesondere zu, was der Psychiater Kurt Hildebrandt in seinem Buch „Norm und Entartung des Menschen“ von der Norm im allgemeinen sagt: „Die Norm ist eine Idee, ein Bild, das geschaut werden kann, auch wenn es den äußeren Sinnen nicht gegeben ist“. Damit möchten wir zugleich selbst bekennen, daß die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens sich kaum erhalten läßt, wenn bestimmte Anlagen daraus künstlich entfernt werden, die das eine Mal krankhaft erkranken können, das andere Mal nicht, die einmal zu intuitiven Höchstleistungen führen, ein andermal zu bizarren Abwegen. Hier eine Befähigung auf Grund statistischer Durchschnittswerte zu finden, nach der eine „Beredelung“ des Menschen möglich wäre, wird einwillen wohl ein Traum der Biologie bleiben müssen.

Friedrich Hatteroth: Luzie

Nach vielen Jahren Fremdsein — träumte er — schritt er wieder die helle Straße im Dorf hinaus. Neben ihm lief der Schmied, der alt und geschwählig geworden war. Das steife Schurzfell schlug ihm bei jedem Schritt gegen die Knie und die breiten Holztafeln klapperten auf dem Kopfschutze. Der Kopf des Schmiedes war seitwärts gedreht, während das Gesicht in erstarrtem Grinsen unaufhörlich wie ein Automat unverständliche Worte sprudelte.

Am Gasthof blieb er stehen, in der Hoffnung, den Schwäger los zu werden. Von der Schmiede her erklang das Wiehern von Pferden, und wirklich, der Schmied rauchte vorüber. Der Träumer in seinem Traum trat jedoch nicht in die Schänke ein, er blieb draußen im Verandaraum stehen. Ein seltsamer Geruch, vermischt mit dem Duft von Rosen, schlug ihm entgegen. Luzie stand wie immer hinter dem Podestisch auf der obersten der drei Stufen, die zur Gaststube führten. Sie hatte noch das schöne rote Haar, vorn an der Stirn war es ganz hell und ein wenig geträufelt. Doch war wohl ein wenig Koff in dem Glanz wie bei Seide, wenn sie vom langen Liegen schal wird. Auch schien das Gesicht mit den wasserblauen Augen schmalere und wie von Erlebnissen böser Zeiten gealtert.

Luzie lachte leise, als sie den Träumer erkannte.

„Ich weiß schon, was du willst, geht eine Stange ganz frisch?“

„Da sie seinen Wunsch gleich erraten hatte, vermunderte ihn sehr. In seiner Vorstellung, die nur ein Traum war, waren die häufigen Gänge der kleinen Füße in seiner Kindheit gänzlich verloscht. Er mochte diese Sorte Kausodak gar nicht leiden, er liebte ihn in kleineren Rollen, der angenehmer und milder schmeckt. Doch nahm er die bargebotene Ware und hielt dabei die Hand Luzies fest:

„Wie geht es dir, Luzie? Du siehst mich nicht an?“

Er sagte das, obwohl ihr Blick mit dem Ausdruck lehter Verzweiflung an ihm hing.

„Wir sollen aus dem Gasthof heraus. Mein Mann will nicht. Wo sollen wir auch hin?“

Er schwieg. Er wußte keine Antwort, die sich einfügen konnte in dieses leise Adagio von Traum und Schmerzen. Aus toten Jahren weckte es wie Erinnerung hrüber:

„Ihr hattet doch den Gasthof vor dem Krieg schon verkauft?“

„Ja, wir haben ihn damals verkauft. Aber wir haben es nie ernstlich gemeint. Es war uns nur um das Geld zu tun.“

In der Erinnerung des Träumers blühten plötzlich die Hügel, und das Getreide rauschte in Wellen zu der Berglehne hoch.

Luzie sank immer mehr in sich zusammen. Während sie sich rückwärts zur Tür wandte, jammerte sie:

„Was wird nun aus uns werden? Was wird nun werden?“

Er blickte nach ihrer herabhangenden Hand.

„Hast du Kinder, Luzie?“

Sie wandte sich hart von ihm ab und trat, die Tür hinter sich schließend, in den Schankraum. Der Fußboden dort war mit weißem, frischen Sand bestreut. Hinter dem Glasfenster stand Luzie und sah zu ihm herüber.

Mit verstärkter Stimme, und doch nur, um ihr etwas Liebes zu sagen, rief er:

„Wieviel Kinder hast du, Luzie?“

Aber sie stand hinter der Glasscheibe, unbeweglich und die Hände über dem Kopf gefaltet. Immer noch, als der Träumer schon längst wach geworden war, sah er sie gegen das helle Licht des Morgens so stehen, bis das Bild langsam entwand.

Dr. Georg Wolff: Der Durchschnittsmensch

Man spricht gern und oft vom Durchschnittsmenschen und wird doch in einige Verlegenheit kommen, wenn man ihn genauer definieren oder von den anderen abgrenzen soll, die angeblich über oder unter dem Durchschnitt sind. Das ist schon schwer für die körperlichen Eigenschaften des Menschen. Immerhin lassen sich hier Durchschnittswerte auf Grund eingehender statistischer Untersuchungen berechnen, wie es zuerst Quetelet in seinen Untersuchungen über den „mittleren Menschen“ getan hat, und nach ihm zahlreiche Anthropologen, Kerkze und Hygieniker. So spielen Messungen und Wägungen im Kleinkind- und Schullinderalter, aber auch später, zur Feststellung der Normalgröße und des Normalgewichts eine große Rolle. Die hierbei gewonnenen Werte können durch weitere Verfeinerung der Berechnung einen Rückschluß auf normales Wachstum, Ernährungszustand und Gesundheit ermöglichen. Solche Feststellungen benutzen die Schulärzte daher vielfach bei ihren laufenden Untersuchungen ganzer Schulklassen; freilich stets nur zur Unterstützung des sonstigen Untersuchungsbesundes, der in jedem Fall vollstes ärztliches Verständnis für das Individuum und seine soziale Umwelt erfordert.

Viel schwieriger ist aber eine solche Klassifizierung für die geistigen Qualitäten des Menschen. Wer entspricht dem Durchschnitt, wer nicht? Seit langem bemühen sich Pädagogen und Psychologen, neuerdings mit experimentell-psychologischen Methoden, darüber Bescheid zu geben. Im Schullinderalter entscheidet im allgemeinen das Zeugnis der Schule. Immerhin werden manche, die dort keine Durchschnittstellungen erzielen, falsch eingeschätzt werden; gerade die einseitig Begabten, die bei richtiger Auswahl ihres Faches im späteren Leben Höchstleistungen erzielen, versagen in der Schule oft gänzlich. Umgekehrt sind Rüstergötter im Kampf des Lebens nicht immer Mustermenschen geworden.

Neuerdings bemüht sich die Vererbungswissenschaft, die seit ihrer Begründung durch den Brünner Augustinerpater Gregor Mendel für alle Zweige der Biologie von größter Bedeutung geworden ist, auch die Konstitution des Menschen auf Grund anlagemäßiger Eigenschaften vorher zu bestimmen. Auf diesem Boden ist Eugenik, die Lehre vom Wohlgeborenen, entstanden, deren Anhänger, ähnlich wie die Tier- und Pflanzenzüchter, durch Auslese

der guten und Ausschcheidung der minderwertigen Elemente eine Verbesserung der menschlichen Rasse erstreben und damit eine Rassenhygiene begründen. Wenig verheißungsvoll wäre freilich das Bestreben, wenn es darin gipfelte, nur Durchschnittsmenschen heranzubilden; dann würden die Ergebnisse kaum eine Höherzucht des Menschen bedeuten, keinen Fortschritt, sondern eine unerfreuliche und ungeistige Gleichzeit.

Glücklicherweise sind die Gesetze der menschlichen Vererbung nicht so einfach! Ihre Erkenntnis ist gewiß von höchstem Reiz, noch aber ein vielfach unerforschtes Land. So einfach wie beim Ruppier oder der Ruppflanze, die menschlicher Gewalt unterliegen und nach einer bestimmten Richtung gezüchtet werden, ist die Höherzucht des Menschen aus naheliegenden Gründen nicht; denn es gilt im allgemeinen nicht als Ziel der Eugenik, die Beredelung des Homo sapiens auf Fleisch oder Fett oder Milch oder eine bestimmte Farbe der Haare, der Augen oder dergleichen zu bewirken, wie es die Tier- oder Pflanzenzüchter tun. Die Beredelung des Geistes ist erst recht eine heikle Sache. Zu mannigfaltig sind die Variationsmöglichkeiten, die sich aus der Kreuzung zweier Menschentypen ergeben, zweier Individuen, die das Endglied einer unendlichen Ahnenkette darstellen und in ihren Erbwerten deren vielfach gekreuzte, kumulierte und differenzierte Eigenschaften vereinigen.

Einige ganz grobe Anlagefehler sind menschlichen Zugriff vielleicht heute schon zugänglich, etwa auf dem Gebiet der vererbten moralischen und intellektuellen Minderwertigkeit, die sich in den Symptomen familiären Säufers- und Verbrecherthums oder der angeborenen geistigen Verblödung (Idiotie) kundtun. Hier und noch in einigen anderen Fällen erfolgt schon jetzt, zum Beispiel in einzelnen Staaten Nordamerikas, die geschlechte Sterilisierung, um die menschliche Gesellschaft vor der weiteren Fortpflanzung dieser „sozialen“ Elemente zu schützen. In dieser Richtung liegt die praktische Bedeutung der menschlichen Vererbungslehre. Aber auch hier ist der Erfolg nicht immer als ein weiser Eingriff in das Wollen der Natur vorzubringen; denn es muß das bekannte Beispiel zu denken geben, daß Beethovens Vater ein chronischer Säufler war, umgekehrt Goethes einziger Sohn keinerlei besondere Leistungen aufzuweisen hatte. Die Produkte der Vererbung bleiben stets